

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 24 (1972)
Heft: 14

Rubrik: Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bigen» auf, die dem Christengott dienen. Als Auftakt zu diesem Kampf soll über Marina, die Stammesfürstin der Chaldani, die Schut in die Hände gefallen ist, das Todesurteil gesprochen werden. Ihr naht unerwartete Hilfe, als Kara ben Nemi, von seinem getreuen Diener Hadschi Halef Omar begleitet, dem gefürchteten Schut unerschrocken entgegentritt...

31. Juli, 21.00 Uhr, DSF

Die Sanfte

Nach der gleichnamigen Erzählung von Fjodor M. Dostojewski

Dostojewski veröffentlichte 1875 im Selbstverlag eine Reihe von Monatsheften, in denen er seine kleinen Dichtungen erscheinen liess. Darunter war 1876 die Erzählung «Die Sanfte», deren erstaunliche formale und inhaltliche Modernität eher an das Jahr 1920 als an 1876 denken lässt. Sie ist das Selbstgespräch eines durch den Selbstmord seiner Frau tieferschütterten Menschen, dem die Konzentration auf das unbegreifliche Geschehen nicht gelingen will. Während er sein Leben in Rückblenden aufblättert, kommentiert er es zugleich: das Leben eines gescheiterten, aus seinem Regiment wegen Feigheit ausgestossenen Mannes, den die Enttäuschung zu dem Wunsch treibt, sich an der Gesellschaft zu rächen. Seine anfänglichen Versuche, sich vor sich selbst zu rechtfertigen und alle Schuld bei seiner Frau, der Sanften, zu suchen, führen ihn endlich zur Erkenntnis seiner eigenen Schuld.

Das Schweizer Fernsehen zeigt «Die Sanfte» als dritten Beitrag in der Reihe «Das tschechoslowakische Fernsehspiel». Es handelt sich dabei um eine Inszenierung von Stanislav Barabas, die 1968 den Hauptpreis beim Internationalen Fernseh-Festival von Monte Carlo erhielt.

AUFSATZE

Rossellinis didaktisches Fernsehschaffen

Roberto Rossellini ist zweifellos ein Exponent der italienischen Filmgeschichte. Der Satz, den ein Filmkritiker in Bertolucci's «Prima della rivoluzione» zur Hauptfigur sagt: «Denk dran, ohne Rossellini kann man nicht leben!», ist bestimmt

nicht übertrieben. Rossellini hat das gesamte italienische Filmschaffen nach dem Krieg beeinflusst, und heute noch erkennen die jungen italienischen Filmemacher in ihm einen Massstab; nicht im Sinne der Nachahmung natürlich, aber doch eines bestimmenden Faktors, den man nicht ausser acht lassen kann.

Dieser Rossellini hat seit praktisch zehn Jahren keinen Kinofilm mehr gemacht. Für ihn ist das Kino tot, denn die didaktische Funktion, die er dem Film zuschreibt, ist in den herkömmlichen Strukturen nur beschränkt realisierbar. Die grosse Masse, auf die er einwirken möchte, sitzt heute vor dem Fernsehschirm. Was lag also näher für Rossellini als der Wechsel vom Film zum Fernsehen?

«Ich verspürte schon seit langer Zeit die Notwendigkeit, meinen Dialog mit dem Publikum zu erweitern. Heute bemüht man sich, über falsche Probleme zu diskutieren, die man sich schafft. Wir wären fähig, jedes falsche Problem in ein wirkliches umzuformen, jedes Ding, auch einen Tonkrug. Doch die realen Dinge liegen anderswo. Das wirkliche Problem ist unser Selbstverständnis. Und da wir das Produkt unserer Geschichte sind – darüber kann es keinen Zweifel geben –, habe ich mir vorgenommen, unsere Geschichte neu zu durchschauen, um zu verstehen, welchen Weg wir zurückgelegt haben; mit allen Fehlern, mit allen Abweichungen, aber auch mit dem Fortschritt, den wir gemacht haben.»

Für ein solches Programm ist natürlich das Fernsehen als Medium viel geeigneter als das Kino. In der Tat bemerkt Rossellini weiter: «Das Fernsehen besitzt eine Struktur, die eine solche Aktion erlaubt, vor allem wenn es sich um ein staatliches Monopol handelt und daher als Aufgabe den Nutzen der Öffentlichkeit hat.»

Rossellinis Fernsehfilme sind einfach aufgebaut und leicht verständlich. Es sind Werke ohne persönliche Aussage (das Werk selbst ist die Aussage), elementare Beschreibungen von Fakten und Menschen, die unsere Geschichte bestimmen. Neutrale Dokumentation ohne Mystifizierung, ohne Sentimentalität. «Blaise Pascal», das neueste Beispiel, besticht durch seine Klarheit und Genauigkeit. Jegliche Interpretation bleibt aus dem Spiel, hier spricht die Geschichte selber. Der Autor ist bloss ein Vermittler von Information, der hinter dem Werk zurücksteht. In diesem Punkt unterscheiden sich alle Rossellini-Fernsehfilme von andern historischen Filmen, in denen meistens Sentimentalität und Mythos gezüchtet werden, welche die Wirklichkeit vernebeln.

Rossellini sieht die Dinge sehr klar: «Die Dinge sind einfach, wenn man sie weiss. Sie werden erst kompliziert, wenn man sie nicht weiss und deshalb mit Wolken umgibt, mit Emotionen und seelischen Zuständen. Die Wahrheit ist die, dass die Dinge so sind, wie sie sind, und nichts anderes.»

Während Jahrhunderten war die Kultur ein Privileg der Gelehrten. Wer deren Sprache nicht verstand, konnte die «Dinge», von denen Rossellini spricht, kaum

erfassen. Mit seiner Arbeit geht es ihm heute darum, dieses Monopol einer kleinen Schicht von Eingeführten zu durchbrechen und die Kultur allen zugänglich zu machen. Das Fernsehen ist das ideale Medium dazu: die Bildersprache ist direkt erfassbar und bedarf keiner weiteren Interpretation. Im Sinne Rossellinis hat das Fernsehen heute die Funktion der mittelalterlichen Kirchenmalereien übernommen, die den Leuten, die nicht lesen konnten, die Bibel in Bildern vermittelte. Heute können die Leute zwar lesen, sie tun es aber nicht. Im optischen Zeitalter dominiert das Bild als Informationsträger: also muss man in Bildern zur Masse sprechen. Rossellini hat sich dieser Situation bewusst angepasst.

In den letzten Jahren hat Rossellini folgende Filme fürs Fernsehen gemacht: «L'età del ferro» (1964), «La presa del potere di Luigi XIV» (1967), «Atti degli Apostoli» (1968), «La storia dell'uomo per la sua sopravvivenza» (1970), «Socrate» (1970), «Pascal» (1971), «Sant'Agostino» (1972). Gegenwärtig arbeitet er gleichzeitig an der Dokumentation über zwei Figuren: Leon Battista Alberti, Begründer des Humanismus, und Cosimo de Medici, Begründer des internationalen Bankwesens. Danach folgen Diderot, Descartes und Daguerre, der Erfinder der Photographie. Man kann sich fragen, weshalb sich alle Fernsehfilme Rossellinis auf die Vergangenheit konzentrieren. Er gibt die Antwort selbst: «Wir sind heute auf die Zukunft konzentriert, und der einzige Massstab, der uns aktuell erscheint, ist die Zukunft. Um diese bewältigen zu können, müssen wir unser selbst sicher sein, und um dies zu erreichen, müssen wir mit klarem, wissenschaftlichem Blick unsere Vergangenheit neu prüfen. Wenn uns das gelingt, werden wir uns identifizieren können. Erst dann werden wir fähig sein, der Zukunft entgegenzutreten.»

Robert Schär

RADIO

Das Wunschkonzert

Ein Interview mit Heidi Abel

Heidi Abel – seit wann existiert eigentlich das Wunschkonzert?

Schon seit Jahrzehnten. Es ist auch in der Schweiz so etwas wie eine «pièce de résistance» – diese Sendeform scheint also einem «Urbedürfnis» des Radiohörers entgegenzukommen.

...und wird daher auch noch heute in derselben Form präsentiert wie damals?

Genau, und ich bedaure es ein wenig. Aber es gibt vorläufig keine Möglichkeit, der Sendung mehr Farbe zu verleihen. Ein paar persönliche Vorschläge in dieser Richtung sind von Radio Basel abgelehnt worden, etwa die Idee, jeweils einen Platz für die geschmackloseste Platte zu reservieren oder für den sentimentalsten Text. Auch ist es aus organisatorischen, d. h. finanziellen Gründen nicht möglich, die Sendung zu aktualisieren, indem man beispielsweise wie beim «Nachtexpress» von Radio Zürich die Wünsche telephonisch entgegennähme. Hilde Thalmann, die für die Platten-Zusammenstellung verantwortlich ist und mit der wir glänzend zusammenarbeiten, ist schon jetzt überfordert.

Welche Hörer schreiben denn hauptsächlich?

Zum grossen Teil sind es die älteren Hörer, während die Schlagerwünsche natürlich vor allem von Teenagern kommen. Dabei scheint es mir interessant, dass die weiblichen Hörer deutlich in der Überzahl sind, und ich frage mich natürlich, ob eine weibliche Stimme die vielen Hörerinnen, die sich – zumindest unbewusst – wohl lieber patriarchalisch betreuen lassen, nicht etwas frustriert. Es ist also sicher sinnvoll, wenn sich neuerdings ein guter Kollege, Roger Thiriet, mit mir in diese Aufgabe teilt.

Verteilen sich die Plattenwünsche gleichmässig auf alle drei musikalischen Sparten?

Nein – leider nicht! Für den volkstümlichen Teil und für die Rubrik Schlager herrscht stets ein übermässiger Andrang (bis zu 1000 Wünsche pro Woche. Man rechne sich aus: 1000 Wünsche gegenüber etwa 30 Platten, die wir effektiv senden können.) Für den klassischen Teil interessiert sich dagegen nur eine verhältnismässig magere Minderheit.

Könnte man sagen, das Wunschkonzert bringe den durchschnittlichen Volksgeschmack zur Darstellung?

Wohl schon. Ehrlich gesagt, kann ich mich mit der musikalischen Anspruchlosigkeit vieler Hörer noch immer nicht abfinden. Ausgerechnet die abgedroschensten Melodien und die verlogenen Texte sind eindeutige Favoriten im Wunschkonzert und lassen deprimierende Rückschlüsse auf unsere allgemeine Kritiklosigkeit und Vermassung zu. Das Schizophrene unserer Funktion: Gerade wir sind es, die durch die Berücksichtigung solcher Favoriten für deren Verbreitung und Propaganda sorgen und so, nolens volens, den Teufelskreis schliessen!

Aber über den blossen Service, über die Dienstleistung hinaus könnte man hier sicherlich etwas pädagogisch einwirken?

Ja und nein; es ist uns nur in bescheidenem Masse gelungen, und zwar im klassischen Teil, wo wir die Hörer immer wieder mal aufforderten, sich nicht nur Gängiges zu wünschen, sondern auch kleine Raritäten und Kostbarkeiten.

Wo liegen für Sie die Schwierigkeiten dieser Sendung?

In der Wahl der Präsentationsform; denn es gibt wohl nur zwei Möglichkeiten. Entweder: mechanisches und damit liebloses Aufzählen von möglichst vielen Namen, was für uns das weitaus Bequemste wäre, was aber für die Mehrheit der Hörer, die ja nichts gewünscht hat, völlig uninteressant ist; oder die andere Möglichkeit, für die ich mich entschieden habe: Zu jedem Wunsch möglichst viel «Information» oder, sagen wir zutreffender, «Klatsch», was den Unterhaltungswert der Sendung steigert, jedoch den Wünschenden, die leer ausgehen, überflüssig vorkommt. Manche Hörer wieder würden am liebsten ein Non-Stop-Wunschkonzert ohne Zwischenkommentar hören und sähen unser «Geschwätz» zumindest gerne reduziert. Das wiederum liegt nicht in unserer Kompetenz; denn für uns gilt es, die rund 45 Sekunden, die zwischen jeder Platte einkalkuliert sind, auf die eine oder andere Art auszufüllen, wohlwissend, dass wir es nie allen Leuten recht machen können.

Weiss man eigentlich etwas darüber, ob die Wünsche auch wirklich ankommen?

Am sichersten kommen sie bei der «Stammkundschaft» an; aber man kann natürlich nicht von jedermann erwarten, dass er wochenlang kein Wunschkonzert verpasst, um vielleicht – falls er wirklich Glück haben sollte – seinen Wunsch zu hören. Aber – hier scheint nun das «Busch-Telephon» bestens zu funktionieren: meist noch am selben Abend oder spätestens am andern Morgen sind es die Nachbarn, Verwandten oder Freunde, die den Wünschenden auf die Sendung hin ansprechen. Das zeigt wiederum, was für eine Bedeutung der Tatsache zugeschrieben wird, dass jemand namentlich am Radio genannt wurde. Das kann unter Umständen einem vereinsamten Menschen sogar das trügerische Gefühl der wiedergefundenen Identität geben. Auch ein Symptom für die grassierende Kontaktarmut!

Damit kommen wir zur wohl entscheidenden Frage: Warum schreiben die Leute überhaupt an das Wunschkonzert?

Ich glaube, vorwiegend aus dieser Kontaktarmut heraus (ich klammere jene aus, die dadurch, dass sie ihren Namen am Radio hören, einfach ein Geltungsbedürfnis befriedigen wollen). Ich fürchte also, dass es letzten Endes kein gutes Zeichen ist, dass wir soviel Post erhalten; denn das Radio gaukelt in manchen Fällen lediglich einen Kontakt vor, der in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Wir betreiben also «Pflächterli-Politik» und verschleiern damit die eigentlichen Ursachen der Kontaktlosigkeit und Vereinsamung.

Wo liegt dann die Befriedigung als Vermittlerin in dieser «Kontakt»-Sendung?

Trotz allem in der ganz naiven Freude am Freudebereiten.

Wünsch dir was... am Radio

Zum «Wunschkonzert» aus der Sicht des Kritikers

Seit Jahr und Tag steht der Montagabend beim Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz im Zeichen des «Wunschkonzerts». Die Sendung lebt auf festem Platz im bunten Musikgarten des DRS-Hauses. So hat sie denn auch ihr Gesicht bisher nur wenig verändert. Die letzten auffallenden Neuerungen betreffen Aufbau und Präsentation – beides wunde Punkte, denen hier einige mehr oder minder kritische Gedanken gewidmet seien.

Anders als zu den Zeiten des «Wunschkonzert-Vaters» Willy Buser nimmt heute das radiophonische «Wünsch dir was» wenig bescheiden die abendliche Hauptsendezeit von mehr als zwei Stunden in Anspruch. Dabei sollen der Schweizer-Folklore-Freund, der Schlager-Liebhaber und der Amateur klassischer Musik (in dieser Reihenfolge) gleichmässig, während je knapp dreiviertel Stunden, zu ihrem Recht und auf ihre Rechnung kommen. Gewiss: Das Motto «Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen» hat seine guten Seiten; es gilt in gewissem Sinne auch für das «Wunschkonzert». Indessen bleibt zu fragen, ob damit das mögliche Ziel dieser Sendung wirklich erreicht werde. Die Vielfalt der vom Publikum verlangten Musik bringt es mit sich, dass nie alle Hörer ihre musikalischen Träume erfüllt sehen. Um dieses Manko unberücksichtigter Wünsche möglichst gering zu halten, werden ganz einfach die meistverlangten Platten gespielt – als ob das wirklich so einfach wäre. Wer einmal etwas Besonderes oder gar Ausgefallenes wünscht, muss lange (und oft vergeblich) warten. Dass «Wunschkonzert» doppeldeutig ist – einmal: musikalische Wunsch-Sendung, dann aber auch: Konzert, d. h. Wettstreit der Wünsche und damit verschiedenster Geschmacksrichtungen – wird kurzerhand ignoriert. Es werden sich wohl kaum jemals alle Wünsche erfüllen lassen, und ebenso ist den Liebhabern «ausgefallener» Musik im Melodien-Monsterprogramm des Radios DRS irgendwo sonst Sendezeit reserviert – die allwöchentlichen Musikmagazine sind ja mehr als nur Legion! Aber: könnten denn nicht, statt meist Mehrheits- oder gar Massenwünsche zu erfüllen, vermehrt Einzelbitten berücksichtigt und damit oft wenig Gehörtes, Unbekanntes, Neues einem breiteren Publikum vorgestellt werden? Mit welcher hartnäckiger Regelmässigkeit ziehen doch etwa Mireille Mathieu, Louis Armstrong und Roy Black, der Gefangenenchor aus Verdis «Nabucco» und Schuberts «Ave Maria» durch den radiophonischen Äther!

Dieser doppelte Engpass – einerseits Montag für Montag unerfüllte Wünsche, andererseits immer wieder dieselben Platten – liesse sich umgehen durch einen gezielteren «Dienst am Kunden»; vielleicht so, dass Wünsche ähnlich wie im

«Nachtexpress» nach bestimmten Regionen beschränkt und damit allen Hörern zu ihrer Zeit Chancen gegeben würden. Ob sie von einem solchen Angebot dann auch wirklich Gebrauch machten, muss allerdings offenbleiben. Manches nämlich scheint darauf hinzudeuten, dass das «Wunschkonzert» gegenüber früher an Popularität verloren hat (eine persönliche, zahlenmässig zwar nicht repräsentative, aber dennoch aufschlussreiche Umfrage bei jugendlichen Radiohörern bestätigte dies). Die Gründe liegen im Aufbau der Sendung – neben der genannten Kritik bleiben die Fragen: Warum die allmorgendlich sakrosankte Reihenfolge Ländler/Schlager/Klassisches? Weshalb der Briefkasten zwischendrin? –, sie liegen aber ebenso sehr in der Präsentation. Verbreitete vor Jahren Willy Buser eine persönlich-freundliche Atmosphäre und trug damit viel zum guten Gelingen des «Wunschkonzerts» bei; ist vergleichsweise eine «sachliche» Weitergabe musikalischer Grüsse auch heute noch möglich – zum Beispiel am welschen Radio –, so schaukeln über Beromünsters Wellen heute plötzlich fremde, ja geradezu falsche Töne. Man präsentiert nicht – nein: man produziert sich. Die Musik verschwindet im Hintergrund – zu(un)gunsten eines rhetorischen Vordergrunds. Damit sei nichts gesagt gegen eine lebendig-freie, mit Witz und Ironie gewürzte Ansage – Radio DRS hat sie bitter nötig –, wohl aber viel, sehr viel gegen zeitraubende geistlose Dümmeleien und peinlich-stolprige Versuche, geschliffene Mundwerke gewisser Radio-Luxemburg-Sprecher auch auf Beromünsters Alpen Urständer feiern zu lassen. Sogar die Beschränkung auf Disc-Jockey- und dringlichste Postillon-d'amour-Dienste will gelernt sein und könnte dem «Wunschkonzert» manchen verärgerten Hörer ersparen. Kurz und gut: weniger wäre mehr – weniger Worte, mehr Musik! Auch das «Radio-Wünsch-dir-was» hat den entscheidenden Test noch vor sich. Man wird ihm dazu vor allem eines wünschen: viele neue Ideen, viel Phantasie!

Andreas Schneider

DER HINWEIS

20. Juli, 20.10 Uhr, DRS 2. Programm

Tod alter Männer

Radio DRS sendet zwei böartige Grotesken, die beide vom Tod eines alten Mannes berichten. Im Hörspiel «Ferien in Florida» des 1932 in Deutschland geborenen Autors Gert Hofmann – er ist heute

als Literaturdozent in Edinburg tätig – stirbt Mr. Pendergast, einer der vielen Vizepräsidenten einer amerikanischen Monsterfirma. Zusammen mit seiner Frau ist er in einem grossen Hotel zur Erholung abgestiegen, als ihm ohne ersichtlichen Grund die Maske seiner Funktion genommen wird. Unter der Regie von Joseph Scheidegger spielen Wolfgang Reichmann, Henny Schneider-Wenzel, Maximilian Wolters, Elmar Schulte, Buddy Elias und andere. – Im Hörspiel «Der Pudding» von W. E. Richartz stirbt ein alter Mann. Gegenüber seiner Tochter will er seinen Verfall nicht zugeben. Die beiden Hauptrollen sprechen Fritz Schulz und Miriam Spoerri; Regie führt ebenfalls Joseph Scheidegger.

21. Juli, 22.35 Uhr, DRS 2. Programm

Hotel Urban 1935–1971

Eine Collage über die Geschichte dieser Zürcher Prominentenherberge

Nach fast genau 36 Jahren wird das Zürcher Hotel «Urban» geschlossen, da es einem Warenhausbau weichen muss. War es am Anfang vor allem für Emigranten aus Deutschland, Österreich und Italien Absteigequartier, so wurde es später der Treffpunkt aller, die in Zürich mit Literatur, Theater, Musik und Unterhaltung zu tun hatten. Was das Besondere dieses Hotels war, versucht Radio DRS in der Art einer Collage, einer bunten Mischung aus Interviews und Zitaten zu zeigen. Neben einigen langjährigen Angestellten kommen u. a. Maria Becker, Margrit Knie, Emmy Oprecht (die Gattin des verstorbenen Zürcher Verlegers und mutigen Helfers vieler Emigranten), Prof. Kurt Pahlen und der italienische Dichter Ignazio Silone zu Wort.

23. Juli, 19.30 Uhr, DRS 2. Programm

Die Schwierigkeit zu glauben

Der Glaube an etwas beruht auf einem freien Willensentscheid jedes einzelnen. Diesem Willensentscheid liegen aber keine formulierbaren Sachinformationen zugrunde. Von diesen Thesen geht Prof. Dr. Josef Pieper (Münster/Westfalen) in seinem Vortrag «Die Schwierigkeit zu glauben» aus. Der Vortrag wird in der Sendung «Welt des Glaubens» wiederholt.

30. Juli, 17.15 Uhr, DRS 2. Programm

Liebelei

Das der Radioinszenierung zugrunde liegende Schauspiel von Arthur Schnitzler –

das Drama einer Liebe von Partnern, die verschiedenen Gesellschaftsschichten angehören – ist zum grössten Bühnenerfolg des österreichischen Dramatikers geworden. Christiane Hörbiger, Helmut Lohner und Emil Stöhr spielen die Hauptrollen in der Radiofassung, die von Robert Bichler inszeniert worden ist.

3. August, 20.10 Uhr, DRS 2. Programm

Die Schulfreundin

Hörspiel von Rusia Lampel

Die Grossmutter (Paula Wessely), eine Wiener Jüdin, frühere Sozialistin und noch immer überzeugte Freidenkerin, ist schwer krank. Plötzlich sitzt, wie «ein gemalter Türk», ihre frühere Schulfreundin Selma (Ingrid Burkhard) an ihrem Bett. «Die fade Selma», schon vor Jahrzehnten gestorben, ist gekommen, um die Grossmutter zu holen, fort von den Erinnerungen an ein Kaiserreich, den Krieg, die Parteilarbeit, die Gewerkschaft, die Krise, die Nazis, die Flucht nach Israel. Doch die Grossmutter wehrt sich gegen diese letzte Reise mit allen Mitteln, tapfer, stark und eigensinnig. Es spielen: Paula Wessely, Ingrid Burkhard, Marlis Gerwig, Hannes Siegl, Hanna Merz und Wolfgang Warnke. Regie führt Hans Jedlitschka (Wiederholung).

BÜCHER ZUR SACHE

Die neue Zeitschrift «medium»

Die ersten sechs Hefte der neu aufgemachten Zeitschrift «medium» liegen vor, so dass eine vorläufige Bilanz zu ziehen ist. Die beiden im ersten Jahrgang 1971 erschienenen Hefte lassen wir aus dem Spiel. Die Monatsschrift bezeichnet sich als «Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Bild, Ton». Als verantwortlicher Redaktor zeichnet Wolfgang Hofmann. Herausgeber ist die Evangelische Konferenz für Kommunikation, Frankfurt am Main. In freundlicher Aufmachung locken die grosszügig gestalteten Hefte zum Aufschlagen. Die sparsame zusätzliche Verwendung von roter Farbe dient der Auflockerung. Photos und Zeichnungen ver-